

# Stormarnsche Zeitung

Intelligenz- u. Anzeigebblatt

für den Kreis Stormarn.

Die „Stormarnsche Zeitung“

erscheint wöchentlich 3-mal, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends mit den Gratisbeilagen „Illustrirtes Sonntagsblatt“ und „Der Deconom“ landwirthsch. Mittheilungen, und kostet bei der Expedition vierteljährlich 1 Mk. 50 Pf., bei den Kaiserlichen Postanstalten 1 Mk. 60 Pf. ercl. Bestellgeb.



Inserate

werden die 5-gespaltene Corpusszeile mit 15 Pf., lokale Geschäfts- u. Anzeigen, Dienstgesuche u. s. w. mit 10 Pf. berechnet und bis Montag, Mittwoch und Freitag Morgen 10 Uhr erbeten.

Reklamen per Zeile 30 Pf.

Nr. 1446

Ahrensburg, Donnerstag, den 30. August 1888

11. Jahrgang.

## Bestellungen

auf die „Stormarnsche Zeitung“ für den Monat September werden von den Postanstalten zum Preise von 64 Pf. mit Bestellgeb., bei der Expedition für ihren Bestellbeitrag zum Preise von 50 Pf. entgegen genommen.

## Englische Volkswehr.

Das im Parlament durchgegangene Gesetz für Landesverteidigung, welches vor einigen Tagen die königliche Billigung erhielt, ist ein Zeichen der Zeit. Es verleiht der Regierung selbst in Friedenszeiten, sobald die Volkswehr (Militia) eingeleidet wird, das Vorrecht, allen gewöhnlichen Verkehr dem Verkehr für See- und Militärzwecke unterzuordnen. Für Kriegszeiten versteht sich dies natürlich von selbst. Ferner ermächtigt das neue Gesetz die Regierung — „die Königin“, wie der amtliche Ausdruck stets lautet — zu einer erweiterten Requisition von Pferden und Wagen, wie auch zum zwangsweisen Verkauf von Land. Man hat augenscheinlich gewisse Möglichkeiten im Sinne. Ursprünglich hatte das Kriegsministerium in die Bill auch die Bestimmung eingefügt, daß die Königin das Recht haben solle, bei jeder Einleidung der Militia zugleich die Freiwilligen zu rekrutieren. Dies wurde schließlich gestrichen, und man beschränkte sich darauf, nur die Yeomary (berittene wehrfähige Pächterschaft) und diejenigen Freiwilligen, welche beim See-Geschützwesen, also an den Küsten, dienen, zur genannten Verpflichtung herbeizuziehen. Es mag hier erwähnt werden, daß die Gesamtzahl der meist aus Büchsen-schützen bestehenden Freiwilligen jetzt mehr als 200 000 Mann zählt. Diese bürgerliche Landesverteidigungs-Truppe wurde vor dreißig

Jahren gegründet, als die berühmte „Adresse der Obersten“ an Kaiser Napoleon im Moniteur erschien, worin wegen des den politischen Verbannten in England gewährten Schutzes gedroht worden war. „Man werde diese Räuberhöhle mit Feuer und Schwert ausfüllen!“ Die Freiwilligen können nur gegen einen feindlichen Einfall verwendet werden. Bei ausbrechendem Aufruhr im Lande sind sie nicht verpflichtet, gegen einen solchen zu dienen, obwohl es natürlich den Einzelnen freisteht, dies zu thun. Auch die Militia ist eigentlich eine freiwillige Truppe, gegen Handgeld angeworben und nur alljährlich zu gewissen Zeiten für kurze Uebungen einberufen. Aus dieser Volksmenge rekrutirt sich übrigens zum Theil das regelmäßige Heer, indem Leute, welche allmählich am Waffenhandwerk Geschmac finden, aus der Militia in die Linie eintreten.

Gesichtlich muß jede Grafschaft eine bestimmte Anzahl Volkswehrleute stellen. Wird die Zahl nicht erreicht, so ist sie durch Loosziehung zu vervollständigen. Letztere Bestimmung ist sehr vielen Engländern nicht bekannt, denn der Fall der Loosziehung kam noch nicht vor, indem sich stets genügende freiwillige Militiamannschaft einfand. Wenige wissen auch, daß England in der genannten gesetzlichen Bestimmung den Keim und Keim des allgemeinen Wehrdienstes besitzt. Bei eintretender Gefahr braucht nämlich das Parlament nur über Nacht die Zahl der von jeder Grafschaft zu stellenden Militiamannschaft auf die Gesamtzahl der wehrpflichtigen Männer auszudehnen, um mit den festländischen Staaten auf gleichem Fuße zu stehen. Daß aus dem neuen Gesetze der ursprüngliche, auf die Freiwilligen bezügliche Satz gestrichen wurde, wird von allen Denen behauptet, welche diese große, viele treffliche Schützen in sich fassende, aber einigermaßen noch zur Spielerei geneigte Truppe endlich

für das Land wirklich nutzbar gemacht sehen möchten.

England ist bestrebt, nach jeder Richtung hin, nach dem Beispiel der übrigen Großmächte, Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Es herrscht jetzt in Großbritannien eine wahre fieberhafte Thätigkeit, alle Arsenale sind voll beschäftigt. Großartige Aufträge zur Lieferung von Geschützen sind erteilt. In aller Stille werden die Küstenbefestigungen stärker armirt, in den Schiffswerften wird Tag und Nacht gearbeitet, um die bei dem Flottenmanöver sich herausgestellten Nachteile durch Reparatur bezw. Neubau von Schiffen auszugleichen. Alles deutet darauf hin, daß England versuchen will, durch starke Nachrüstung die früher innegehabte Stellung im europäischen Konzert wieder einzunehmen.

## Schleswig-Holstein.

§ Kreis Stormarn. 28. August. Nach den im Kreisblatt veröffentlichten Verzeichnissen gehören gemäß den Bestimmungen der neuen Kreisordnung 26 Grundbesitzer und 3 große Gewerbebetriebe der Klasse A I, im Ganzen 29 Stimmberechtigte an. Zum Wahlverband der Landgemeinden gehören drei Besitzer selbständiger Güterbezirke — Hohenholz, Hohenbühl und Wellingsbühl — und 3 größere Gewerbebetriebe der Klasse A I. Von den Landgemeinden wählen Hinschenfelde, Schiffbeck, Ahrensburg, Bargtheide, Trittau, Sande je 4, Reinbek, Bramfeld, Lohbrügge, Steinbek, Tangstedttheide je 3, Todendorf, Grönwohld, Jarpen, Bargfeld, Roppenbühl, Duvenstedt, Lütjensee, Cichede, Poisdorf, Tonndorf-Bohe, Hummelbühl, Hartstheide, Meienbofs, Heilsboop, Bergstedt, Neuhörsfeld, Dänkebek, Sackel, Rehborn, Alt-Nahlstedt und Delingsdorf je 2 und die übrigen Landgemeinden je einen Wahlmann zur Wahl der Kreistagsabgeordneten.

\* Ahrensburg. 29. August. Am Freitag, den 31. d. M., findet eine Sitzung der Gemeindevertretung statt. Auf der Tagesordnung steht eine Ergänzungswahl der Kommission für Straßen- und Platzpflege und Berathung bezw. Beschluß-

fassung über einige Platz- und Wegeangelegenheiten.

Am Sonntag, den 2. September, wird, wie wir hören, ein besonderer Gottesdienst zur Erinnerung an den Tag von Sedan gehalten werden. Der Gottesdienst beginnt um 10 Uhr Vormittags, auch wird bis auf Weiteres der Gottesdienst jeden Sonntag um 10 Uhr beginnen.

Wandsbek, 27. August. Die allerhöchste Befehlsgabe der Wahl des Herrn Oberbürgermeisters Nauch zum Bürgermeister unserer Stadt ist nunmehr amtlich bekannt geworden, die Einführung des Gewählten in sein Amt dürfte in den nächsten Tagen erfolgen.

Der sog. Pflaumenmarkt war gestern und heute sehr zahlreich besucht und die herrschende Wärme war den Inhabern der verschiedenen Lokale in ihrem Geschäft sehr förderlich, da große Quantitäten von Bier zum Köchen des Durstes erforderlich waren. Der heutige Viehmarkt war recht lebhaft, es waren ca. 1000 Pferde, 330 Kühe und 400 Schweine an den Markt gebracht, doch war der Handel nur flau.

Die hiesige Polizeibehörde beschlagnahmte am Dienstag Morgen auf Grund des Sozialistengesetzes die neueste Nummer des hier erscheinenden „Wandsbeker Stadtblattes.“

Zu eigenartiger Weise wurden neulich auf einer naheliegenden Feldmark eine Anzahl von Felddiebstählen verübt. Ein Landmann hatte wiederholt bemerkt, daß von seinem in Hausen auf dem Felde stehenden Roggen große Mengen Aehren entwendet worden waren. Um diese Sache zu ergründen, legte er sich eines Abends auf die Lauer. Seine Geduld sollte auf keine allzu harte Probe gestellt werden, denn bald erschien ein Mann, der eine große Heckenheere bei sich führte. Mithilfe dieser schnitt er lustig darauf los, doch so, daß die Aehren in einen von ihm mitgebrachten Sack fielen, während er dem Bauer das leere Strohlief. Dieser wollte sich nun den schlauen Burschen, der da erntete, wo er nicht gefaßt hatte, etwas genauer ansehen; doch setzte derselbe mit einer Strohgabel sich energisch zur Wehr. Dem Landmann gelang es jedoch, durch einen kräftigen Schlag die gefährliche Waffe zu beseitigen, worauf er den Dieb beim Kragen nahm und ihn später der Polizeibehörde überlieferte. In dem Sack befand sich schon wieder ein Aehrenvorrath von ca. zehn Pfund.

## Beführt.

24

Erzählung aus dem letzten deutsch-französischen Kriege

von Robert Hagenstein.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Der Arzt riß dem Vikonte das Fläschchen aus der Hand und eilte davon, der Greis und der Freiherr hinter ihm her. Es war das erste Mal, daß der Schlossherr seinen Neffen besuchte. Falscher Groll hatte ihn bisher von ihm ferngehalten. Als er jetzt aber den Stolz seiner Schwester so hilflos, kaum mit einem Schatten noch einem lebenden Wesen gleichend, daliegen sah, entquollen unaufhaltsam dicke Thränen des Schmerzes seinen Augen.

Mit zitternder Hand hatte der Arzt fast die Hälfte des weißlichen Saftes in einen Kessel tröpfeln lassen — jeder der Umstehenden sandte ein Gebet um Rettung zum höchsten Wesen empor, als der erstere dem Kranken im nächsten Moment den Trank einflößte.

Wohl fünfzehn Minuten die Drei an dem Lager ihres Freundes und Verwandten, und jeder harrete pochenden Herzens auf eine Bewegung desselben. Da, nach weiteren zehn Minuten endlich gab er ein Lebenszeichen von sich.

Langsam und schwer begann er seinen Körper zu recken und zu dehnen, hob die Arme empor und streckte sie weit von sich;

dann stieß er einen schweren Seufzer aus, warf sich auf die andere Seite und schlief wieder weiter.

„Es hat gewirkt, meine Herren!“ begann der Vikonte feierlich, ihnen die Hand reichend. „Den Rest der Tropfen, Herr Doktor,“ wandte er sich an diesen, „muß er in einstündigen Zwischenpausen erhalten.“

Dieser nickte. „Wissen Sie auch, Herr Vikonte, was das für ein Gift ist, das man unsern Freund eingeflößt hat?“ fragte er sodann leise.

„Ja,“ entgegnete dieser; „ich habe es oftmals angewendet gesehen. — Es ist der Geißer einer kleinen, äußerst giftigen Schlange, der langsam, aber in jedem Falle sicher tödtet. — Und dies da,“ er zeigte auf das Gegenmittel, ist der Saft einer Pflanze und bisher das einzigste Mittel, welches die Wirkung des Giftes wieder zu heben vermag. Um den Geißer zu erhalten, lassen die indischen Fürsten so viele Schlangen fangen als nur möglich, um, wenn es gilt, einen unliebsamen Rivalen oder eine falsche Schöne aus der Welt zu schaffen, nie in Verlegenheit zu sein. Ich erhielt beides von einem Priester geschenkt, der das Geheimniß der Pflanze entdeckt hatte; es wirkt in den meisten Fällen, auch wenn das Gift schon ziemlich lange im menschlichen Körper enthalten ist. — Ich habe niemals geglaubt, daß das erstere nach jahrelangem Liegen in meinem Tische ein solches Unglück herbeizuführen vermöchte. Mag der Mordbube sein, wer er

will: — ich hoffe, Gottes rächender Arm wird ihn erreichen.“

Stumm reichte er dem Arzte und dem Freiherrn hiernach seine Rechte und verließ das Zimmer.

In seinem Arbeitsgemache ließ er sich erschöpft nieder.

„Sollten Luciens Worte auf Wahrheit beruhen?“ fragte er sich dann leise. „Sollte es in der That möglich sein, daß mich der Freund, für den ich alles, sogar das Liebste auf der Welt, was ich besitze, mein einziges Kind, dahingegeben hätte ohne Zagen und Zaubern, daß dieser Mann mich getäuscht und betrogen hätte? — Nein und abermals nein; ich vermag es nicht zu glauben. Der Marquis wird sich rechtfertigen, sobald er bei mir ist und sich wieder frei bewegen darf. Es ist ja leicht, ihn jetzt, nun er nicht hier ist, zu verächtigen. — Aber die Worte des Freiherrn,“ fuhr er zögernd fort; „auch er ist ein Ehrenmann, auch seinen Angaben muß ich Glauben schenken. — Darf ich annehmen, daß er durch oberflächliche, anscheinende Beweise dazu getrieben, sich hat verleiten lassen, diese entsetzliche Anklage gegen den Marquis zu schleudern?“

Er wußte sich jedoch auf seine Frage keine Antwort mehr zu geben und schloß ermüdet die Augen.

Während er so dasaß, zogen manche kleine Erinnerungen und Erlebnisse mit dem Marquis vor seinen Augen vorüber. Merk-

würdig, daß sie gerade in diesem Augenblick erschienen.

Der Vikonte bemühte sich, die häßlichen Bilder hinwegzuschicken, doch vergebens — es gelang ihm nicht. Immer und immer traten die kleinen, sonst mit harmlosen Augen betrachteten Szenen wieder vor ihn hin; — jetzt erschienen sie ihm auf einmal in ganz anderem Lichte und bestärkten die Angaben des Freiherrn.

Er schüttelte sich und trat in ungemüthlicher Stimmung ans Fenster.

In diesem Moment trat der Freiherr, ein Bündel Papiere unter dem Arm, ins Zimmer. Als der Greis ihn sah, trat er schnell auf denselben zu und maß ihn von oben bis unten.

„Mein Herr!“ rief er Hammerstein dann hoheitsvoll entgegen, „Sie sind ein Feind meines Landes und als solcher werden Sie begreifen, daß ich ein, wenn auch nur geringes, Vorurtheil gegen Sie hege. Aber Sie sind ein Edelmann wie ich, und als solcher frage ich Sie noch einmal: beruhen die entsetzlichen Anklagen, die Sie gegen meinen langjährigen, theuren Freund geschleudert haben, auf Wahrheit? Können Sie alles, was Sie behaupten, beweisen? — O,“ fuhr er bitter fort, „bedenken Sie Ihre Worte, die Sie jetzt sagen werden, denn Sie rauben mit ihnen einem alten Manne vielleicht das Beste, was ein Freund dem andern entgegenbringen kann, das Vertrauen. Ich habe den Marquis bisher geachtet und geliebt wie

Kreisarchiv Stormarn V 6

Grauskala #13

C M

B.I.G.

A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



**Vom Nord-Düsee-Kanal.** Zu dem nunmehr definitiv festgelegten Plane für die Anlage des Nord-Düsee-Kanals ist noch folgendes zu bemerken: Die projektierten Schleusenanlagen an den Kanalmündungen (bei Brunebüttel sowie bei Holtenu je eine Doppelschleuse mit 2 Kammern von je 150 Meter nutzbarer Länge und 25 Meter Breite) sind geblieben. Die Elbschleuse bleibt geöffnet vom Mittelwasserstand der Ebbe an bis zum Wiedereintritt der Flut, die Düseeschleuse wird nur dann geschlossen, wenn der Wasserspiegel der Düsee 1/2 Meter über den des Kanals steigt oder um dasselbe Maß unter denselben sinkt. Da nach der Elbe zu eine regelmäßige tägliche Ausströmung aus dem Kanal stattfindet, so wird die Kanalsohle von Rendsburg an nach Westen ein bis auf 1:25 000 zunehmendes Gefälle erhalten. Das Kanalbett hat in den geraden Strecken und in den mäßigen Krümmungen (Halbmesser über 2500 M.) 22 M. Sohlenbreite und sich gleichsam konstant erhebende Böschungen der Kanalwände, die von unten bis 3 M. über der Sohle dreimalige, darüber auf 4 M. Höhe zweimalige Anlage und auf 7 M. über der Kanalsohle (also 2 M. unter dem niedrigsten Wasserstande) ein horizontales Bankett erhalten, an welches sich eine bis 1 M. über den Wasserspiegel reichende Steinböschung anschließt. In dieser Höhe über dem Kanal liegt dann ein zweites Bankett von 2 1/2 Meter Breite, welches nach außen durch die Einschnittsböschung begrenzt wird. Während diese Einrichtung in den höheren Terraintrecken Platz greift, wird in den Niederungen das untere Bankett entsprechend verbreitert und da, wo der Boden unsicher ist, wird das obere Bankett in die Höhe des Wasserspiegels gelegt. Die auf beiden Seiten hier anzulegenden Deiche erhalten bei festem Untergrunde zweimalige, bei weichem Untergrunde dagegen sechs- bis achtmalige Anlage. Das definitiv gewählte Kanalprofil gewährt in einer Tiefe von 6,17 Meter unter dem Kanalwasserpiegel eine für die Schifffahrt nutzbare Breite von 36 Meter, und gestattet somit ein Vorbeifahren der größten in der Düseefahrt gebräuchlichen Dampfer, die mit vereinzelten Ausnahmen nicht über 6 Meter Tiefgang und 12 Meter Breite haben. In den Krümmungen wird eine Verbreiterung bis zu 16 Meter angenommen. Für das Vorbeifahren größerer Kriegsschiffe sind sechs Ausweichstellen in ca. 12 Kilometer Entfernung von einander angelegt, die 450 Meter Länge und 60 Meter Sohlenbreite erhalten. An den Südkanten der Schleusen-Anlagen werden Bahngleise angelegt, die resp. im Westen (Elbe) mit der Schleswig-Holsteinischen Marschbahn, im Osten (Kieler Hafen) mit den Anlagen südlich Kiels in Verbindung gebracht werden sollen. Kiel wird hierdurch gleichsam eine Ringbahn erhalten.

**Kleine Mitteilungen.**

— Beim Einzug der Bombenwischen Menagerie in Pödn riß ein Elefant dem Sohne eines dortigen Bürgers den Strohhut vom Kopfe und verzehrte denselben in aller Gemüthsruhe.

— Der seit Anfang d. Mts. vermißte Uhrmacher Fedders aus Pöhl wurde vor einigen Tagen als Leiche am Strande von Westerveer aufgefunden. Man vermutet, daß der Verunglückte im angetrunkenen Zustande den Weg verfehlt und in die Nordsee gerathen ist. Frau und 10 Kinder haben in ihm ihren Ernährer verloren.

— Der schleswig-holsteinische Provinzial-Gewerwerbverbandstag wird Mitte September in Norderhof abgehalten werden. Mit dem Fortschreiten des Innungswesens hat der Verband viel von seiner Bedeutung verloren, so daß man schon von seiner Auflösung spricht.

— Bei den Arbeiten an und im Dom zu

Schleswig ist man auf zwei Grabgewölbe gestoßen, in dem einen fand man vier auf eisernen Balken stehende Särge, das andere war leer.

— Der 1 1/2-jährige Sohn eines Maschinenmeisters in der Ziegelei zu Heiligenstedenerdorf bei Pöbhoer wurde in einen beim Hause befindlichen Wassergraben und ertrank.

— In Osterholm auf Alsen starb in diesen Tagen der Veteran Hans Hansen im Alter von 97 Jahren. Der Veteran war in den Napoleons-Kriegen mit der St. Helenamedaille decorirt worden.

— In der Sonntagnacht brannte das Haus eines Landmanns in Havighorst nieder. Das Feuer griff so rasch um sich, daß die in dem Hause wohnenden drei Familien nicht viel mehr wie das nackte Leben retten konnten.

**Hamburg.**

§ Ueber die verheerende Feuerbrunst, welche am Sonntag Abend auf Steinwärder zum Ausbruch kam, liegen jetzt genauere Nachrichten vor. Das Feuer entzündete, wie ist noch nicht aufgeklärt, in einem der hölzernen Lagerhäuser ein einziges Feuerelbbehälter am Schanzengraden und griff mit so ungeheurer Schnelligkeit um sich, daß bald die lange Reihe von Lagerhäusern ein einziges Feuermeer bildeten. In den vielen brennbaren Stoffen, Spirit, Baumwolle, Asphalt, Zucker, Papier u. s. w. fand das Feuer eine so überreiche Nahrung, daß an ein Löschen der Gluth zunächst nicht zu denken war, da die flossale Hitze die Annäherung der Löschmannschaft verhinderte. Man mußte die gefährdet erscheinende Nachbarschaft, zunächst die Werft von Blohm und Voß zu schützen suchen; glücklicherweise war es ziemlich windstill, so daß die benachbarte große Nagelschiffbauwerkstatt weniger in Gefahr gerieth, denn nicht diese ist, wie es zuerst hieß, mit abgebrannt, sondern die auf dem Komplex der Schuppen belegene frühere Guano-fabrik, die jetzt außer Betrieb ist und als Lagerhaus benutzt wird. Dieselbe brannte vollständig aus. Genährt von den großen Vorräthen brennbarer Stoffe loderten die Flammen immer tiefer empor, frachend barsten die Spritzfässer und sandten ihre hohen spitzen Flammen zum Himmel empor, während andererseits Ströme von Palmöl u. d. das brennbare Element weiter trugen. Die Steinwärder Feuerwehr, die nur mit Handspitzen ausgerüstet ist, und die Hafenfeuerwehr, sowie verschiedene Fährdampfer eilten zum Löschen herbei, die unter Leitung des Herrn Branddirektors Skipping stehenden Löscharbeiten, welche mit Energie und Ausdauer betrieben wurden, führten dazu, daß man um drei Uhr Morgens die Weiterverbreitung des Feuers ziemlich sicher abgeknippte hatte. Das Löschen der brennenden Massen nahm jedoch noch längere Zeit in Anspruch, noch am Montag Abend gaben fünf Dampf- und Schiffsprisen aus über 20 Schläuchen Wasser. In vielen großen Haufen lagen die Waarenreste von Zucker, Baumwolle, Guano, Papier u. s. w. aufgethürmt, die ganze weite Brandstätte zeigte ein wirres Gemisch verbrannter Gegenstände aller Art, von den abgebrannten Baulichkeiten war kaum noch eine Spur vorhanden. Sicher festgestellt ist der Menschenverlust noch nicht; in einem Schuppen sollen 18 Arbeiter beschäftigt gewesen sein, wie viele von ihnen sich vor den mit rasender Schnelligkeit um sich greifenden Flammen retten konnten, ist noch ungewiß. Drei Arbeiter sprangen aus dem brennenden Schuppen in den Kanal, wo einer sofort seinen Tod fand, seine Leiche wurde trotz des Suchens noch nicht aufgefunden. Unter dem Schutt der Brandstätte fand man die geringen Ueberreste, Schädel und Rückenwirbel von drei Verbrannten, ein schwer Verletzter starb am Transport zum Kranken-

hause und zwei sollen leichter verletzt sein. Die Frau eines Verbrannten machte in ihrer Verzweiflung den Versuch, sich zu ertränken, wurde aber gerettet. Der Gesamtschaden soll sich auf fast 5 Millionen Mark belaufen.

— Ein Aufsehen erregender Selbstmord ereignete sich am Montag Morgen auf dem Koppenmarkt, wo sich ein hübsches junges Mädchen auf offener Straße eine Pistolenkugel in die Brust jagte, was ihren sofortigen Tod zur Folge hatte. Man fand in der Hand der Leiche einen Brief, worin sie angab, daß ihr Bräutigam sie unter beklagenswerthen Umständen verlassen habe, wodurch sie zu der That veranlaßt werde. Die Leiche wurde ins Kurhaus geschafft.

— Am Sonnabend Abend stürzte in der Oberhafenstraße ein mit Fensterklären beschäftigtes Dienstmädchen von der zweiten Etage in den Hof; die Schwerverletzte wurde ins Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo sie in höchst bedenklichem Zustande darniederliegt.

— In der Nacht vom Freitag auf Sonnabend wurde der Telegraphenbote Michelmann, welcher mit Depeschen nach Barmbek unterwegs war, auf dem Mundsburgerdamm von zwei Menschen überfallen, welche ihn zu Boden schlugen, den Mund zupfropften und völlig ausplünderten. Die Räuber liegen den schon im höheren Alter stehenden Mann hilflos auf der Straße liegen, es gelang ihm schließlich, sich in seine in Silber belegene Wohnung zu schleppen, von wo er auf Anordnung eines Arztes ins Krankenhaus geschafft wurde. Der Bedauernswürthe hatte bedeutende Verletzungen erlitten, u. A. war das Zungenband zerrissen, mehrere Zähne aus dem Munde geschlagen und die Hälfte des Bartes ausgerissen. Von den Wegelagerern fehlt bis jetzt jede Spur.

— Als Entstehungsurache des letzten großen Feuers wird die Explosion eines Spritzfasses in einem Schuppen, worin noch Arbeiter mit dem Mischen von Zucker beschäftigt waren, angesehen; vermutlich wird, daß dieses Unglück durch Explosion einer Petroleumlampe verursacht wurde. Die Arbeiter waren nach ihrer Aussage fast sofort in Flammen gehüllt und konnten sich nur theilweise retten, wie es heißt, werden noch mehrere vermisst. In dem betreffenden Schuppen lagerten 1300 Fässer Spirit.

**Deutsches Reich.**

Die Rede des Kaisers beim Diner in Sonnenburg wird von offiziöser Seite in folgender Fassung verbreitet: „Ew. königlichen Hoheit (Prinz Albrecht) spreche Ich Meinen tiefgefühltesten Dank für die so herrlichen Worte aus, die Wir oben vernommen haben. Es war Mir in der That schon immer ein Herzensbedürfnis, auch durch ein äußeres Zeichen dem hohen Orden anzugehören, welches leider erst durch Meine Thronbesteigung für Mich zur Thatsache werden sollte. Ich bin der festen Ansicht, daß der König von Preußen auch durch ein äußeres Zeichen dem Orden angehören muß. Die großen Aufgaben, welche Mir auf dem Gebiete der inneren Entwicklung Meines Volkes obliegen, vermag Ich nicht allein durch die staatlichen Organe zu lösen. Zur Hebung der moralischen sowie religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes brauche Ich die Unterstützung der Geistes Meines Adels und die sehr Ich im Orden St. Johannis in stätlicher Zahl vereint. Ich hoffe von Herzen, daß es Mir gelingen möge, im Verein mit der liebenswürdigen Unterstützung des Johanniterordens die Ausführung und Fortbildung der Hebung des Sinnes für die Religion, christliche Tugend und Sitte im Volke zu bewirken und so die hohen Ziele zu erreichen, welche Ich Mir als Ideale gestellt habe. Wir aber, die Wir mitein-

ander das schlichte, weiße Kreuz erhielten, sowie die, welche es schon besitzen, Wir wollen Unsere Gläser erheben und auf dessen Wohl trinken, der in alter hohenzollernischer Pflichttreue, gepaart mit hingebender Aufopferung und christlichem Sinne, den Orden zu der Höhe gebracht hat, auf welcher derselbe sich nunmehr befindet, königliche Hoheit, durchlauchtigste Herrenmeister des Ordens von St. Johann vom Spital zu Jerusalem, Prinz Albrecht von Preußen, Regent von Braunschweig-Lüneburg!“

Nach Angabe des „Reichsanzeiger“ sollte dagegen der Kaiser in seiner Rede gesagt haben: „Zur Hebung und moralischen, sowie religiösen Kräftigung und Entwicklung des Volkes brauche Ich die Unterstützung der Geistes desselben, Meines Adels, und die sehr Ich im Orden St. Johannis in stätlicher Zahl vereint.“

Die Reise des Kaisers wird, soviel man hört, gegen den 26. September angetreten werden. Der Kaiser wird dem König von Württemberg in Stuttgart, seinem Oheim, dem Großherzog von Baden, in Karlsruhe seinen Besuch machen, dann dem Prinz-Regenten von Bayern in München. Von da erfolgt die Reise über den Brenner nach Rom und von da nach Neapel. In Italien wird sich der Aufenthalt des Kaisers auf 10 bis 12 Tage erstrecken. Die Rückreise geht über Venedig auf der Pontebbabahn nach Wien. Nach einem Aufenthalt in Wien resp. Neudbrunn wird der Kaiser mit dem Kaiser von Oesterreich einige Tage in den Keyerischen Bergen jagen. Zum Geburtstag der Kaiserin wird der Kaiser am 22. Oktober wieder zurück sein.

Mitte September soll Madenzies Erwiderung auf den amtlichen Bericht „Die Krankheit Kaiser Friedrichs III.“ unter dem Titel: „Friedrich der Große und seine Verste“ (im Verlage von Ad. Spemann in Oberhausen (Abeinland) in deutscher Ausgabe erscheinen. Der erste Teil der Broschüre enthält Madenzies Darlegung und Rechtfertigung seines Verhaltens, giebt einen geschichtlichen Bericht über seinen täglichen Verkehr mit dem Kaiser und bietet eine Skizze des Charakters Kaiser Friedrichs III. Außerdem soll dieser Teil der Schrift getrenn hand schriftlich nachgebildete Mittheilungen der Aufzeichnungen des Kaisers von sensationeller Art enthalten. Der zweite Teil ist der Polemik gewidmet, er richtet sich gegen die persönlichen Angriffe und erörtert bis ins Einzelne die Behauptungen der deutschen Ärzte Bergmann, Gerhardt, Tobold u. d. dritte Teil weist stätistisch die äußerst ungünstigen Resultate von Kehlkopf Operationen und die damit verbundenen Gefahren nach. Die englische und deutsche Ausgabe erscheinen gleichzeitig. Die beiderseitigen Verlagsbuchhandlungen haben sich durch hohe konventionellstrafen gegenseitig verpflichtet, vor einem bestimmten Termin keinerlei wörtlichen Auszug oder nähere Mittheilung aus der Schrift zu lassen. Die Schrift sollen über 100 000 Exemplare abgesetzt (soll wohl heißen vorausbestellt) worden sein.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ bringt an leitender Stelle in heutiger Abendnummer einen officiösen Artikel, welcher sich gegen die Behauptung des „Times“ richtet, daß das Wiederaufstehen des Boulanger-Sternes, den man bereits untergegangen gewähnt hätte, in Berlin unangenehm berühren würde. „Dies ist ein vollständiger Irrthum“, bemerkt das Blatt des Fürsten Bismarck, „wie sind nach Allem, was General Boulanger, berechtigt jüngster Zeit gesagt und geschrieben hat, berechtigt ihn für friedfertig zu halten, und wenn wir darin auch keine sichere Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Friedens erblicken, so sind wir uns doch ganz klar darüber, daß es bei der augenblicklich in Frankreich herrschenden Stimmung

meinen Sohn, hätte mit Freunden ihm mein einziges Kind als Lebensgefährtin gegeben. Doch sprechen Sie, können Sie Ihre Worte wie ein Mann vertreten?“

„Ich kann es, Herr Vikonte!“ entgegnete der Freiherr fest. „Ich habe für jedes Wort einen untrüglichen Belag!“

Als der Greis diese Antwort vernahm, sank er erschöpft in den Sessel zurück, sein Antlitz mit beiden Händen bedeckend.

„O, Gott!“ — rief er unglücklich aus, „konntest Du mir diesen Schmerz nicht ersparen?“

Nach einer Weile, während welcher der Freiherr ihn bedauernd betrachtete, schien sich der Sturm in seinem Innern gelegt zu haben. Er erhob sich und reichte Ersterem die Rechte.

„Verzeihen Sie einem alten Manne, Herr Freiherr!“ hub er langsam an. „Wenn man sich aber unversehrt so schmählich hintergangen sehen muß wie ich, so ist eine augenblickliche Uebermannung wohl entschuldbar. Doch jetzt ist mir wieder wohl; ich werde das, was hinter mir liegt, aus meinen Erinnerungen herausreißen, sobald ich von Ihren Papieren, deren Beweiskraft ich jetzt nicht mehr anzuzweifeln vermag, Einblick erhalten habe. — Bitte, nehmen Sie Platz!“

Er rollte noch einen Sessel vor seinen Schreibtisch und lud den Freiherrn mit einer Handbewegung ein, sich niederzulassen.

„Vorher gestatten Sie mir noch ein paar Worte, Herr Vikonte!“ begann dieser inbe-

in seiner ruhigen, ansprechenden Weise. „Es ist mir schwer gefallen, Ihnen diese Eröffnungen zu machen und ich habe lange gezögert, es zu thun, denn ich wußte, daß es Ihnen nahe gehen würde. Aber die Ehre meines Freundes, und auch die Ihre, Herr Vikonte, standen in Gefahr, von einem Menschen beschmutzt zu werden, den ich jetzt einem gemeinen Verbrecher gleichstellen muß, und der als solcher von unseren Truppen, wo er erfaßt wird, zu behandeln ist. — Ich hoffe daher, daß ich auch ferner Ihrer Achtung gewiß bin.“

Das sind Sie!“ entgegnete der Greis. — „Doch nun setzen Sie sich, damit wir baldigst die unerquickliche Angelegenheit beenden haben.“

Der Freiherr nahm den ihm angewiesenen Platz ein und entfaltete die Papiere.

Die tiefe Stille, welche jetzt geraume Zeit in dem weiten Gemach herrschte, wurde nur ab und zu durch das Hin- und Hergelgte Papier unterbrochen.

Der Freiherr entfaltete schweigend Brief für Brief und reichte sie dem Schloßherrn, der jeden aufmerksam durchlas. Zuerst hatte er das Schreiben des Marquis an seinen Pariser Bankier erhalten, in dem derselbe den Letzteren bat, ihm nochmals eine Summe vorzustrecken und ihm zugleich seine Verlobung mit der Tochter des Vikonte anzeigte, aus deren Reichthum er demnächst leicht seine gesammten Schulden könne. Darauf hatte er das Schreiben des Marquis an Leonie ge-

lesen, in dem er dieselbe aufforderte, Witzleben zu erschließen; dann folgten Briefe an Pariser Klubfreunde, denen er mittheilte, daß er demnächst ein goldenes Köschchen zu entführen gedente, worauf er wieder zu ihnen kommen und das frühere lustige Leben erneuern wolle; und endlich nahmen seine zitternden Finger den Zettel der Geliebten des Marquis, der ihm vollends jeden noch leise gehegten Zweifel nehmen mußte.

Als alles durchgesehen war, lehnte der Vikonte sich stumm zurück und stierte minutenlang auf einen Fleck gegen die Decke. — Wie mochte es wohl in seiner Brust sich zusammenziehen über den an ihm begangenen Verrath.

Der Freiherr stand neben ihm; — er wagte nicht, den alten Herrn zu unterbrechen. Endlich erhob dieser sich jedoch; er schien ganz gefaßt.

„Sie haben mich und mein Haus vor einer großen Schande bewahrt, mein Herr!“ hub er langsam an, dem Freiherrn warm die Hand drückend. „Ich bin nicht im Stande, Ihnen meinen Dank in Worten auszudrücken zu können. Nehmen Sie daher dieses kleine Andenken und erinnern Sie sich bei seinem Tragen freundlichst des Ihnen zu großer Dankbarkeit verpflichteten Vikonte de Vichy.“

Er hatte während dieser Worte aus einem Schubfache seines Schreibtisches ein kleines Etui genommen, es geöffnet und dann dem Freiherrn überreicht, welcher in demselben einen zierlichen, kunstvoll gearbeiteten

Dolch fand, dessen Griff reich mit Gold und Edelsteinen besetzt war.

Herzlich dankend nahm Hammerstein die Gabe an und verließ darauf nach warmer Verabschiedung von dem Greise das Gemach.

Als der Letztere sich allein sah, sank er wieder in den Sessel nieder und überließ sich den Gedanken, die in entsetzlicher Weise auf ihn einstürzten und ihn umfingen hielten.

Der Freiherr ging unterdes erleichtert seinem Zimmer zu.

„Ah, diese Ueberraschung!“ — rief er plötzlich aus, als er durch die Thür treten wollte. „Alter Freund und Leidensbruder — hast nicht so lange warten können — was?“

„Richtig getroffen,“ lächelte der Arzt, welcher schon seit geraumer Zeit auf des Freiherrn Rückkunft gewartet hatte. „Wie stehts?“

„Die Mienen sind gespannt!“ versetzte Hammerstein. „Sieh, hier ist der Dank des Vikonte. — Doch sage mir, mein Freund, ist im Befinden Witzlebens schon eine merkliche Veränderung hervorgegangen?“

„Etwas ja — aber sehr unwesentlich.“ Ich glaube, so schnell ist der Umschwung trotz der Wunderkraft des mystischen Gegengiftes auch nicht möglich. Ich glaube aber trotzdem, daß eine direkte Gefahr für sein Leben abgewendet ist.“

„Das wäre ja herrlich, Doktor!“ rief Hammerstein vergnügt aus. „Wird Witzleben



überhaupt keine französische Regierung giebt oder geben kann, die uns in dieser Beziehung vollständig beruhigen würde. Aber General Boulanger beunruhigt uns sicherlich nicht mehr als irgend ein anderer, und wenn er hält, was er versprochen hat, wenn es ihm gelingt, Ruhe und Ordnung in Frankreich herzustellen, so werden seine Erfolge uns und ganz Europa sicherlich willkommen sein."

Nach dem „Reichsanzeiger“ ist zwischen der preussischen Regierung und dem Senat von Lübeck wegen gegenseitiger Anerkennung der in Preußen und in Lübeck ausgestellten Zeugnisse für Volksschullehrer und Lehrer an Mittelschulen, sowie wegen Zulassung der Inhaber solcher Zeugnisse zum Schuldienst im Gebiete des anderen Staates, und wegen Zulassung von Angehörigen der freien und Hansestadt Lübeck zu den Prüfungen für Lehrer an den Mittelschulen in Preußen eine Vereinbarung getroffen.

**Ausland.**  
**Belgien.**

In La Louviere ist am 19. d. Mts. ein großer sozialistisch-republikanischer Kongress abgehalten worden, den der bekannte Arbeiterführer Deffuisseaux einberufen hatte. Der Kongress hat beschlossen, ein Manifest zu verbreiten, durch welches die Arbeiter zu einer allgemeinen Arbeitsniederlegung aufgefordert werden und eine große Kundgebung gelegentlich eines von Deffuisseaux im Monat September in der Vorstadt beabsichtigten Wandstreiks veranstaltet werden soll. Es soll energig für die Herstellung der republikanischen Staatsform agitiert werden. Vierunddreißig Arbeitergesellschaften waren auf dem Kongress vertreten. Die Regierung löst die Sache sehr ernst auf.

**Italien.**

Die unerwartet rasche Rückkehr Crispiis nach Rom und die Bewegungen der Flotten Italiens und Australiens geben zu allerlei beunruhigenden Gerüchten Veranlassung. Die zwischen Italien und Frankreich herrschenden Zwistigkeiten werden zur weiteren Beunruhigung der Gemüther benutzt und so wird eine dem Frieden gefährliche Situation herbeigeführt, die tatsächlich wohl kaum vorhanden ist. Es ist sogar von unbekannter Seite die durch nichts begründete Annahme aufgetaucht, daß von Seiten Italiens wie auch von Frankreich ein Handstreich auf Tripolis geplant werde, während man in der französischen Presse der Ansicht begegnet, Italien wolle sich von Deutschland als Friedensstörer gebrauchen lassen, um beiden Mächten Gelegenheit zu geben, über Frankreich herzufallen. Frankreich hat die Probemobilisierung seiner Flottenflotte in Toulon angeordnet und Italien hat eine Flotte nach der Levante geschickt. Das von Frankreich und den drei Mittelmächten lediglich zum Zweck hat, Angriffe abzuwehren, scheinen die Schwarzsee ganz gesichtslos zu überziehen, ebenso, daß Crispiis in Friedrichsruh unmöglich den Auftrag zur Herausforderung Frankreichs erhalten haben kann.

**Rußland.**

Wie man der „Bohemia“ aus Petersburg meldet, soll die Geheimpolizei eine nihilistische Konspiration in Peterhof entdeckt haben; 8 Männer und 3 Frauen seien verhaftet worden. Es soll auch eine Dynamitbombe gefunden worden sein. Der Zar ließ dem Polizeimeister von Peterhof, Obersten Wogal, einen Befehl erlassen und jedem Geheimpolizisten je 100 Rubel überreichen.

**Afrika.**

Nach der der Brüsseler Kongoregierung aus St. Thomas zugegangenen letzten Depesche, hat der Kongostaat die von den Arabern eroberte Station an den Stanley-Fällen ohne Schwertstreich wieder genommen und somit den bisher erreichten

äußersten Punkt aufs Neue besetzt. So viel hatte man in Brüssel nicht erwartet. Man hatte eine militärische Expedition ausgerüstet, den Kapitän von Gele zum Befehlshaber ernannt und ihm drei belgische Offiziere und 60 Hausa- und Bangala-Soldaten beigegeben. Am 26. April fuhr die Expedition auf dem Dampfer „Stanley“ von Leopoldville ab, erreichte am 16. Mai die Station bei den Bangalas und Anfang Juni die Fallsstation, welche der Araberhäuptling Tippu-Tip, der sogenannte „Bali“ des Fallsbezirks, dem Kapitän von Gele übergab. Der Letztere nahm sofort von der Station und den geringen Ueberresten der Gebüde Besitz, erhielt die damals zurückgelassenen drei Kruppischen Kanonen ausgeliefert und ließ die Platte des Kongostaates aufhissen und sie mit Flintensalven begrüßen. Auf Befehl der Kongo-Regierung bleibt die Fallsstation fortan besetzt. Da Kapitän von Gele nach Belgien zurückkehrt, ist Lieutenant Ganeuse, der bereits an den Fällen eingetroffen sein muß, zum Befehlshaber der Station ernannt worden. — Egyptische Blätter erklären es auf Grund einer Vergleichung der vorliegenden Nachrichten für unmöglich, daß der räthselhafte „weiße Pajsha“ im Sudan Stanley oder Emin Pascha sei. Sie meinen, daß es irgend ein Deutsch- oder italienischer Forschungsreisender sei, der nach dem Nil vordringen will.

**Mannigfaltiges.**

**Ueber eine Todtschlags-Affäre in der Kaserne des Garde-Kürassier-Regiments in Berlin,** die sich am Sonnabend in früher Morgenstunde zugetragen hat, berichtet das „B. Tagl.“: Als gegen fünf Uhr die dazu beordneten Mannschaften die Reinigung des Stalles vorzunehmen in Begriff standen, geriethen der Gefreite Rabelitz und der Kürassier Dilli, beide von der dritten Schwabron, aus geringfügiger Ursache in einen Wortwechsel, der bald in Thätlichkeiten ausartete. Der Gemeine D. hatte nämlich einen zum Besitze des Gefreiten R. gehörigen Bejen in Gebrauch genommen, welchen der Letztere reklamirte und, da ihm die Auslieferung verweigert wurde, dem D. mit Gewalt zu entwinden suchte. Dieser stieß den Angreifer aber so heftig zurück, daß derselbe gegen die Wand taumelte. Wüthend ergriff R. nun einen in der Nähe stehenden Schrubberbejen und verfeigte mit dem unteren, schweren Ende desselben seinem Gegner einen so wuchtigen Hieb über den Kopf, daß der Betroffene sofort lautlos zusammenbrach. Er lebte noch etwa eine Stunde lang, röhrend verlangte er, während die herbeigeeilten Aerzte sich um ihn bemühten, nach Wasser, das er jedoch nicht mehr zu nehmen vermochte. Die Bemühungen der Aerzte blieben ohne Erfolg, Dilli starb unter ihren Händen. Der Gefreite Rabelitz äußerte bei seiner alsbaldigen Abführung zum Militärarrest unter Thranen, er wünschte, daß er an Stelle des Kameraden todt auf dem Plage geblieben wäre und beklagte das traurige Geschick seiner betagten Eltern, welche die Entlassung ihres Sohnes vom Militär in wenigen Wochen zu erwarten hatten. R. erkreute sich des besten Leumundes und allgemeiner Beliebtheit bei seinen Kameraden, derselbe hat während seiner Dienstzeit nicht ein einziges Mal zu einer Klage Veranlassung gegeben; um so unbegreiflicher erscheint es, wie er sich zu dieser That hat hinrichten lassen können. Der aus dem Leben geschiedene Kürassier Dilli, ebenfalls im Begriffe stehend, zur Reserve überzutreten, war elternlos; in der Mittagsstunde wurde die Leiche desselben mittelst Tragforbes nach der Leichenhalle des Garnisonlazareths in Tempelhofer gebracht.

**Vom diesjährigen Sommer.** In einer der letzten Nächte, kurz vor Sonnenaufgang, zeigte das Thermometer in Nordhausen nur 2 Grad R. Wärme. Einem dortigen Handelsgärtner sind sämtliche Glorietten erfroren, wodurch ihm ein nicht unbedeutender

Schaden erwächst. In dem benachbarten, zum Südharz gehörigen Thale sank die Temperatur unter den Gefrierpunkt; Wasserpfützen waren mit einer dünnen Eischicht bedeckt.

**Der größte Sprachreiner in Deutschland,** schreibt der „Bester Lloyd“, ist bekanntlich Sr. Excellenz Dr. Stephan, Staatssekretär im Reichspostamt. Er ist der Erfinder des „Fersprechers“, d. h. er hat das Telephon „Fersprecher“ getauft, er hat die „Fersprechstellen“, die „Rohrpost“, „postlagernd“ und „eingeschrieben“ erfunden, die beiden letzten Bezeichnungen für „poste restante“ und „rekommandirt“. Schade, daß Herr Stephan nicht sich selbst ins Deutsche übersezt. „Doktor“ ist nicht deutsch, „Staatssekretär“ ist ebenfalls nicht deutsch, „Post“ ist nicht deutsch, „Exzellenz“ ist nicht deutsch und — o Ironie des Schicksals! — „Stephan“ selbst nicht deutsch. Stephan ist griechisch, gut lateinisches Griechisch und heißt der Kranz. Also vorwärts: Anstatt „Dr. Stephan, Staatssekretär im Reichspostamt, Excellenz“ wird es heißen: „Gelehrter Kranz, Menschen-Zwangsvergesellschaftungs-Gesellschafts-Schreiber im Reichsbrief- und Gepäckbeförderungsbureau, Ausgezeichnet.“ Wenn das nicht schön ist, dann wissen wir überhaupt nicht mehr, was schön ist.

**„Das hat man davon.“** Das königliche Hofbrauhaus am Platz in München ist, wie ein Tyroler Blatt zu melden weiß, schon seit einigen Tagen gesperrt, angeblich wegen baulicher Veränderungen, in Wahrheit aber weil die Bierquelle versiegt ist: nun wird in den ersten Tagen der nächsten Woche auch der Hof-Brauhauskeller geschlossen, um erst im September, wenn das Winterbier zum Auskochen gelangt, wieder eröffnet zu werden. Welche Quantitäten Bier seit Mai in den beiden königlichen Brauhauskellern konsumirt wurden, ist geradezu horrend und kann man sich davon annähernd einen Begriff machen, wenn man hört, daß das Hofbrauhaus am Platz seit circa drei Monaten jeden Tag 60 Hektoliter, der Hof-Brauhauskeller, in dem nur das Abendgeschäft in die Waagschale fällt, 35 Hektoliter Bier ausgeschenkt hat. Die Stammgäste der beiden Etablissements sind voll Wuth und Ingrimm über die Ausstellung und was drum und dran hängt. „Da sehn S“, sagte kürzlich Einer, „was ma von solchene Ausstellungen hat. Da komm'n die Fremden aus aller Welt nach München, trink'n eim's Bier weg und unsereins, den die ganze Komödie nig angeht, kann nachher mitten im Summa 3 neude Bier kauf'n! Solchene Ausstellungen führen nie nig zu was Gutem, denn was hat man nachher davon!“

**Unglücksfall auf dem Schießplatz.** London, 25. August. Das Kapitel von den gefährlichen Kanonen der Firma Armstrong erhielt am 22. d. M. einen neuen Beitrag im Fort Bovisand zu Plymouth. Bei den Schießübungen der 9. Batterie der 1. Brigade der nordirischen Artilleriedivision stieg plötzlich der Zündzapfen eines 40-Pfünders aus, durchbohrte den Bombardier Guigg, riß ihm zugleich den Arm ab und warf seinen Körper um mehrere Ellen zurück, sprang dann auf den Kanonier Attorney und riß ihm das Bein ab, sodas er innerhalb weniger Minuten ebenfalls starb, und schließlich verwundete der Zapfen noch vier andere Soldaten, von denen zwei wahrscheinlich unterliegen werden.

**Eine verdiente Rüge** ertheilte, der „Tagl. R.“ zufolge, am Sonnabend der Vorsitzende der 98. Abth. des Schöffengerichts in Berlin einigen im Zuhörerraum befindlichen Damen. Als eine Privatklage verhandelt werden sollte, in welcher Ausdrücke zur Sprache kommen mußten, die sich insbesondere für weibliche Ohren nicht eigneten, machte der Vorsitzende hierauf aufmerksam, mit dem Bemerkten, daß ja die anständigen anwesenden Damen sich entfernen könnten. Zwei Damen folgten dem Winke, während vier ihn unbeachtet ließen. Der Vorsitzende machte ihnen aber einen Strich durch die

Rechnung, indem er erklärte: „Nachdem die anständigen Damen den Saal verlassen, werden wir dennoch die Deffentlichkeit ausschließen.“

**„Schlagfertig.“** In der österreichischen Festung S. ist ein über alle Maßen fortpulenter Gastwirth, stadtbekannt nicht allein durch das Merkwürdige seiner Erscheinung, sondern auch durch die guten Speisen und Getränke, die er verabreicht. Täglich strömen ihm in großer Anzahl Gäste zu, und seine Wirthstafel ist stets sowohl von Reisenden wie von Offizieren der Garnison sehr besucht. Eines Tages speiste auch der Kommandant der Festung, der wegen seiner übermäßigen militärischen Strenge und seiner brutalen Manieren verhaßte Feldmarschall-Lieutenant F., bei ihm. Der dicke Wirth nahm stets am Ende der Tafel seinen Platz ein. Dit war er in rosenfarbiger Laune, und seine originellen Einfälle und Witze verfehten dann die Gäste in große Heiterkeit; manchmal war er aber auch wortfarrig und verdrießlich, und dann war mit diesem Naturmenschen durchaus nicht zu scherzen. An jenem Tage sah ihn der General lächelnd an. „Ach“, sagte er, „Sie glauben gar nicht, welches Vergnügen es mir machen würde, wenn ich Ihnen einmal fünfundsanzig aufzählen lassen könnte.“ „Exzellenz“, antwortete der dicke Wirth, „wenn i fünfundsanzig aufzählt erholten thät, hätte Sie allein Ihr Freud, wenn i ober Excellenz fünfundsanzig könnte lassen aufmessen, hätte die ganze Stadt ein Freud.“ . . . Tableau!

**Eine eigenthümliche Belohnung** erbte sich jüngst ein englischer Soldat, der bei London den Sohn eines reichen Kaufmannes vor dem Tode des Ertrinkens rettete. Nachdem er das ihm angebotene Geld stolz zurückgewiesen hatte, sagte er nämlich zu dem von ihm geretteten Herrn Mathew: „Sie theilten mir mit, daß sie reich und unvergeiratet sind. Wenn Sie wirklich dankerfüllt sind, so heirathen Sie meine Schwester, ein schönes, braves Mädchen, das als Bonne verzogener Kinder zu Tode gequält wird.“ Mathew ließ sich dem Mädchen vorstellen, und nachdem er sich mit seinen Eltern berathen, erfüllte er den Wunsch seines Retters.

**Ein spaßhafter Vorfall aus dem Militärleben,** welchen Berliner Blätter mittheilen, verdient weiter bekannt zu werden. Bekanntlich besteht bei einigen Waffengattungen des deutschen Heeres die Einrichtung, daß jeder Rekrut bei seinem Heeres-eintritt eine kurze Lebensbeschreibung eigenhändig, ohne fremde Hülfe niederschreiben und sie seinem Kompagniechef eingeben muß. Daß dabei manches Gelungene mit unterläuft, ist klar, zumal wenn man die wenig mit der Feder Vertrauten bedenkt. So schrieb z. B. ein Rekrut thatsächlich etwa wie folgt: „Nachdem meine Lehre alle war, gink ich nach Amerika, wo's for mich Arbeit genul gob, bis se mich bei de Sulbaten holden.“ Der Kompagniechef ward dadurch auf den Mann aufmerksam, er ließ ihn zu sich kommen und fragte ihn: Also Sie sind in Amerika gewesen? Rekrut: Zu Befehl, Herr Hauptmann. — Hatten Sie denn behördliche Genehmigung? — In Amerika han se mer nicht drierer gesah. — Ich meine, ob Sie Urlaub von hier hatten? — Ree, Herr Hauptmann, awer . . . — Ach was, awer? Mit welchem Schiffe sind Sie denn hingefahren? — Ree, mei Herr Hauptmann, mit gar krenem, von Worjen bis Pen'g bin ich ge-loofen und von Pen'g lufts mit der Eisenbahn een Gruschen. — Tableau. Der Rekrut hatte das Fabrikdorf Amerika bei Penig gemeint, von dessen Dasein vielleicht Mancher noch nichts gewußt hat.

**Durch die Blume.** Gast: „Schade, daß ich nicht schon vorigen Sonntag hier speiste.“ — Wirth: „Sehr schmeichelhaft, daß es ihnen so gut schmeckt.“ — Gast: „Gewiß. Aber ich hätte diesen Rehbraten lieber schon damals gegessen.“

Redaktion, Druck und Verlag von E. Piese in Ahrensburg.

wieder gesund, so wette ich hundert gegen eins, daß wir im Laufe eines Jahres nach dem Friedensschlusse eine Hochzeitsfeier haben, bei der Sie und ich nicht fehlen!“

Er sagte den Arzt voller Freude um und schickte ihn an sich.

„Was ich thun kann, geschieht selbstverständlich“, meinte derselbe; „doch da klopft jemand!“ unterbrach er sich dann.

„Herein!“ rief Hammerstein.

Im nächsten Moment trat eine Ordonanz ins Zimmer, dem Lieutenant einen Brief überreichend.

„Doktor, es geht wieder los!“ sagte der Freiherr, während er das Schreiben weglegte. — „Der Feind hat sich in größeren Trupps gezeigt. — Wahrscheinlich steht ein Treffen in Aussicht. Schade, ich wäre gern noch einige Tage hier geblieben. — Doch was thuts auch“, fuhr er nach kurzer Pause fort, „Ernst wird hier jetzt schon sicher sein. Lassen Sie uns frohen Muthes und leichten Sinnes mit Gott für König und Vaterland wieder gegen den Feind ziehen.“

Er trat an den Glockenzug und ließ den Lieutenant Westlein durch den sofort erscheinenden Krieger den Befehl bringen, unverweilt Alarm schlagen zu lassen.

Wenige Minuten später ritt er bereits an der Spitze seiner todesmuthigen Schaar ins Freie hinaus, um die Stellung und die Absichten der Feinde zu erforschen.

16.  
**Der Haub. — Des Marquis Ende! — Des Freiherrn von Hammersteins Abschied.**

In scharfem Trabe ritt die muthige Schaar in den herrlichen Morgen hinein. Bald waren die Posten revidirt und die nächstgelegenen Ortschaften durchstreift, aber vom Feinde war keine Spur entdeckt.

Müthmuthig über dies Resultat schlug der Freiherr nach stundenlangem Ritt endlich wieder den Rückweg ein. Da die Straße, welche sein Zug jetzt verfolgen mußte, am Schlosse des Marquis vorbeiführte, beschloß er, dem dort mit einer kleinen Mannschaft postirten Thilo einen kurzen Besuch abzustatten.

Der Letztere sah den Trupp des Freiherrn bereits vom Schlosse aus nahen; schnell eilte er ihm eine Strecke entgegen.

„Nun, Thilo, giebt's was Neues?“ fragte Hammerstein leise.

„Neues schon, Herr Lieutenant — aber nichts Gutes“, antwortete dieser ärgerlich. „Vorige Nacht habe ich den Marquis gesehen, aber nur einen Augenblick, dann verschwand er wie ein Ferkel. Ich möchte aber fest behaupten, daß er noch hier ist — sonst muß es, beim Andenken meiner seligen Großmutter, entsetzlich in dem alten Gemäuer spuken.“

„Alle guten Geister loben den Herrn!“ lächelte Hammerstein. „Was so ein altes Soldatenblut nicht alles zu glauben vermag.

Doch, Scherz bei Seite, Thilo, wie verhält sich die Sache?“

„Ganz einfach nicht, Herr Lieutenant!“ antwortete der Befragte, „und ich glaube fest, wenn unsere Leute nicht wüßten, daß sie müßten, es ginge keiner von ihnen bei Nacht in des Marquis Arbeitszimmer.“

„Und aus welchem Grunde nicht?“ fragte der Freiherr, der neugierig wurde.

„Das will ich kurz erzählen“, fuhr der Wachmeister fort. — „Gleich in der ersten Nacht, als wir hier waren, bemerkten zwei Posten von ganz verschiedenen Stellen aus zu gleicher Zeit in dem erwähnten Zimmer einen Lichtschein, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte. Da die beiden wußten, daß derselbe nicht von einem der unsrigen herrühren konnte, so machten sie mir sofort Meldung. Als ich aber hinzu kam, war das Licht bereits verschwunden, und die Fenster lagen wieder ebenso dunkel da wie zuvor.“

„Ich fragte die Männer nun ganz genau, wo das Licht zuerst erschienen und wo es verschwunden sei und erkannte darauf sofort das Gemach, welches ich noch in derselben Stunde einer genauen Durchsuchung unterzog; aber vergebens. Die Sache kam mir jetzt natürlich noch verdächtiger vor, und ich beschloß, zu versuchen, ihr auf den Grund zu kommen.“

„Am folgenden Abend nahm ich einen Kameraden mit, und wir zwei versteckten uns in dem Gemach, um zu sehen, ob der nächtliche Gast wohl wieder zu erscheinen

wage. Ich hatte eine Ahnung, daß es geschehen würde. Es mochte so gegen zwölf Uhr sein — wir lagen jeder unter einer der schweren, bis auf den Boden herabhängenden Damastgardinen versteckt — als wir plötzlich aus dem nebenanstoßenden Gemachshause ein scharrendes Geräusch vernahmen. Wir wagten natürlich kaum zu athmen. Nach einigen Secunden ängstlicher Spannung hörten wir leise, schleichende Tritte und im nächsten Augenblick öffnete sich langsam die Thür und im Rahmen desselben — stand der Marquis, ein kleines Licht in der Hand haltend.“

„Mir juckte es gewaltig in den Fingern, und ich wäre am liebsten auf ihn zugesprungen, um ihn zu erfassen; doch ich sah ein, daß er noch zu entfernt stand. Aber in diesem Moment machte mein Kamerad ein unvorsichtiges Geräusch, das der Marquis hörte und welches ihn veranlaßte, sofort wieder zu verschwinden. Wir eilten ihm jetzt natürlich nach, glaubten auch sicher, ihn in die Hände zu bekommen — wurden indeß arg getäuscht, denn weder vor noch im Gemachshause deutete auch nur eine Spur an, daß er hier gewesen war — obwohl wir mit ungetrübten Augen ihn hatten in dasselbe zurücktreten sehen. In der Hoffnung, einen geheimen Ausschluß zu entdecken, untersuchte ich den Fußboden, die Wände und die Fenster stundenlang — aber alles umsonst, der Marquis war und blieb verschwunden.“ (Fortsetzung folgt).



